

Katrin Girgensohn

Begegnungen mit Maria Montessori

Maria Montessori, erste promovierte Frau Italiens und Wegbereiterin heutiger Schulpädagogik, ist in vielerlei Hinsicht für mich ein Vorbild. Ich möchte in diesem Essay zeigen, was ich von dieser Frau gelernt habe und was ich ihr verdanke.

Ich begegne ihr immer wieder, und oft wird mir das erst nach einer Weile bewusst. Natürlich begegne ich nicht ihr, nicht der Frau Dr. Maria Montessori, der Ärztin, Wissenschaftlerin, Pädagogin. Der echten Person hinter dem, was Montessori für mich bedeutet, bin ich natürlich nie begegnet. Die Person Maria Montessori starb 1952, 19 Jahre vor meiner Geburt, im Alter von 82 Jahren. Aber da diese Frau mit ihren Ideen mein Leben durchaus geprägt hat, nenne ich es so: Meine Begegnungen mit Maria Montessori.

Die erste Begegnung fand statt, als ich 7 Jahre alt war. Wir zogen damals um und ich kam auf eine neue Schule. Das erste Schuljahr lag bereits hinter mir und ich denke nicht gerne daran zurück. Ich bin damals nicht gerne zur Schule gegangen, weil ich immer befürchtete, ich hätte wieder etwas vergessen oder falsch gemacht. Ich erinnere mich an lange, quälende Stunden, an denen ich am Schreibtisch meiner Mutter saß und Hausaufgaben machen sollte. Ich starrte aus dem Fenster und hatte keine Lust. Beim Schreiben üben verwischte und verwackelten mir dauernd die Buchstaben. Meine Lehrerin war streng und meine Tischnachbarin konnte alles besser als ich.

Und dann diese neue Schule – die kam mir sehr anders vor. Die Tische standen in kleinen Gruppen im Raum verteilt, an den Wänden waren Regale mit Schachteln und Kisten, es gab eine abgeteilte Ecke voller Polster und Kissen mit Bücherkästen und man konnte sich Zuhause fühlen, weil man gleich im Vorraum in Hausschuhe schlüpfte. Ich war auf einer Montessori-Schule gelandet. Hier begann der Tag mit Freiarbeit: Jedes Kind suchte sich aus den vielen Materialien, die in den Regalen standen, etwas zum Arbeiten. Damit verteilten wir uns im ganzen Raum. Viele rollten Teppichreste aus und machten es sich darauf auf dem Boden bequem, um dann zum Beispiel ausufernd rechnen zu können. Ich merkte schnell, dass die Kinder in meiner neuen Klasse große Zahlen liebten. Wir dividierten schriftlich und klebten dafür viele Blätter aneinander, damit die Zahlenkolonnen überhaupt darauf passten. Das mit den Zahlen war nicht so meins, aber ich entdeckte eine andere Leidenschaft: Ich begann, Geschichten und Gedichte zu verfassen. Das tat ich furchtbar gerne und sehr ausdauernd. Das Tolle war: Hier durfte ich! Tagelang konnte ich die Freiarbeit nur dafür nutzen, zu schreiben. Das war herrlich. Ich versank in meine Geschichten und bekam nicht mehr mit, was um mich herum geschah. Ich schrieb Heft um Heft voll und ich ging nun sehr gerne in die Schule. Obwohl ich auch vor meiner neuen Lehrerin Respekt hatte, hatte ich keine Angst vor ihr, sondern freute mich auf meine Arbeit.

Heute frage ich mich, was aus mir geworden wäre, wenn ich weiter auf meiner alten Schule geblieben wäre. Hätte ich jemals soviel Spaß am Schreiben entwickelt? Vielleicht. Aber hätte ich das Schreiben jemals so ernst genommen? Und hätte ich bei anderer Gelegenheit Erlebnisse von so tiefer Konzentration gehabt? Welcher Lehrer hätte mich so ernst genommen, wie meine Lehrerin es tat, als sie fand, das viele Schreiben sei genau richtig für mich?

Damals wusste ich natürlich nichts über Montessori-Pädagogik. Ich dachte nicht darüber nach, dass diese neuen Erfahrungen etwas Besonderes waren. Das fiel mir erst vier Jahre später auf, als ich in der fünften Klasse eines Gymnasiums saß und plötzlich nur noch

Frontalunterricht im 45-Minuten-Rhythmus hatte. In der Anfangszeit blieb ich in der 5-Minutenpause sitzen und schrieb in ein Heft Rätsel und Geschichten. Meine Klassenkameradinnen guckten mich seltsam an und verstanden nicht, wie ich mich in dem Pausenlärm ringsum auf meine selbst gewählte Aufgabe konzentrierte – und warum ich überhaupt auf die Idee kam, mir selbst ein Rätselheft zu machen und dafür die Schulzeit nutzen zu wollen. „Na, weil ich eben Lust dazu habe!“, sagte ich. Als ich die sonderbaren Blicke sah, fühlte ich mich fremd. Fremd, wie sich vielleicht Maria Montessori gefühlt haben mag, als sie sich 1883 in Rom entschied, auf eine naturwissenschaftliche Oberschule zu gehen und das einzige Mädchen in ihrer Klasse war.

Doch von vorne¹:

Geboren wurde Maria Montessori 1870 in Chiaravalle bei Ancona in Italien. Als Tochter bürgerlicher Eltern war Schulbildung für sie bereits selbstverständlich, während es in Italien 1880 noch eine Analphabetenquote von fast 50% gab². Maria wechselte nach dem Besuch der Volksschule in Rom auf eine naturwissenschaftlich-technisch orientierte Schule. Diesen Schulwunsch, der ihrer mathematisch-naturwissenschaftlichen Begabung und ihren überdurchschnittlichen Leistungen entsprach, setzte sie mit Hilfe der Mutter gegen ihren skeptischen Vater durch.

Nach dem Abschluss der Schule wollte sie Medizin studieren, ein für eine junge Frau damals unerhörter Wunsch. Da sie für das Medizinstudium zunächst nicht zugelassen wurde, belegte sie Ingenieurwesen und Mathematik. Durch das Ablegen der Prüfungen erlangte sie die Zugangsberechtigung für ein medizinisches Studium, doch musste sie sich dieses Recht trotzdem durch viele Einzelgespräche mit dem Hochschuldirektor und gegen den Willen des Vaters erkämpfen. So saß sie ab 1892 schließlich als einzige Frau mit ihren Kommilitonen in den Hörsälen und hatte es wahrlich nicht leicht. Es wird berichtet, dass Mitstudenten ablehnend und sogar boshaft reagierten, während Professoren versuchten, die junge Frau zu ignorieren. Man verweigerte Maria die Teilnahme an den anatomischen Studien, da es als unsittlich betrachtet wurde, wenn sie gemeinsam mit jungen Männern sezieren würde. Maria ließ sich jedoch von ihrem Wunsch nach einer medizinischen Ausbildung nicht abbringen und seziierte abends und nachts alleine im Anatomiesaal. Es wird berichtet, dass Maria Montessori das Sezieren scheußlich fand und große Schwierigkeiten hatte, sich dazu zu überwinden. Umso bewundernswerter sind ihr Wille und ihr Durchhaltevermögen: 1896 schloss sie das Studium mit einer Doktorarbeit im Fach Psychiatrie ab und war damit die erste „Dottoressa“ Italiens, was ihr große Aufmerksamkeit in den Medien brachte³. Daraufhin wurde sie mit ihrem 26 Jahren ausgewählt, ihr Land auf einem großen Frauenkongress in Berlin zu vertreten. Ihre dortigen Reden, die sie frei hielt, wurden von der Presse ebenfalls gefeiert. Frau Dr. Maria Montessori ärgerte sich jedoch darüber, dass man ihrem Aussehen und ihrem Charme mehr Aufmerksamkeit widmete als ihrem eigentlichen Anliegen, der Frauenrechtssituation – ein Phänomen, das uns auch heute noch begegnet.

Bereits an dieser Stelle dürfte klar sein, warum Maria Montessori ein Vorbild für mich ist: Sie hat sich durch keine Widerstände von ihrem Weg abbringen lassen und ungewöhnliche Lösungen durchgesetzt. Wenn ich dagegen an mein eigenes Studium zurückdenke, wirkt dieser Abschnitt meiner Biografie leicht und selbstverständlich. Zwar hatte ich einige Anläufe

¹ Meine Informationen stammen aus Meisterjahn-Knebel (2003), Esser & Wilde (1989), Helmig (1992) und den Internetseiten des Montessori-Zentrums Wien, der Montessorivereinigung Aachen, des Montessori-Dachverbands Deutschland sowie des Montessori-Zentrums der Universität Münster.

² 1859 wurde die gebührenfreie Grundschule in Italien eingeführt, eine landesweite Schulpflicht gab es jedoch erst über 100 Jahre später (vgl. Berning, 2002 S. 9).

³ Reinhard Müller macht darauf aufmerksam, dass Ernestine Paper bereits 1877 in Florenz promovierte (ULR: http://agso.uni-graz.at/marienthal/bibliothek/biografien/07_04_Montessori_Maria_Biografie.htm).

unternommen, mich für nicht so leicht zugängliche Studiengänge zu immatrikulieren. So bewarb ich mich beispielsweise an der Hochschule der Künste Berlin für ein Studium in „szenischem Schreiben“. Dort wurde ich nicht angenommen, man bescheinigte mir sogar schriftlich, dass ich nicht über die nötige Phantasie und Ausdrucksfähigkeit verfüge und auch nicht in der Lage sei, diese zu entwickeln. Doch Ablehnungen wie diese erschütterten mich nicht besonders tief und brachten mich auch nicht dazu, zu kämpfen, sondern eher dazu, nach anderen Wegen zu suchen. Schließlich studierte ich Neuere deutsche Literatur, Deutsch als Fremdsprache und Hispanistik an der Humboldt-Universität und wählte damit ein typisches Frauenfach, in dem es mir niemals auch nur ansatzweise ungewöhnlich vorkommen musste, dass ich als Frau studiere. Es gab bei uns zwar kaum Professorinnen, doch das fiel mir nicht sehr auf, da die Wissenschaft für mich damals kein Berufsziel war. Schreiben wollte ich, und etwas über das Schreiben lernen. Die wissenschaftlich-akademischen Herangehensweisen fand ich dabei eher abschreckend, ich nahm sie in Kauf, konnte ihnen aber wenig abgewinnen.

Zurück zu Maria Montessori: Sie begann nach ihrem Studium, in einer römischen Universitätskinderklinik als Assistenzärztin zu arbeiten. Bei der Arbeit in einer psychiatrischen Abteilung beobachtete sie als „schwachsinnig“ bezeichnete Kinder, die man in einen leeren und sterilen Raum eingeschlossen hatte. Sie bemerkte, dass diese Kinder mit dem Brot spielten, das man ihnen zum Essen gegeben hatte. Während andere dieses Verhalten als „abnormales Fressverhalten“ Minderbemittelter bezeichneten, bemerkte Maria, dass diese Kinder in dem leeren Raum einfach keinerlei anderes Spielzeug hatten und möglicherweise – entgegen der herrschenden Meinung – nach geistiger Anregung suchten. Maria überlegte, wie sie diesen Kindern angemessenere Anregungen geben könnte und las, was damals an sonderpädagogischer Literatur zu bekommen war. Sie beschäftigte sich mit den damals bereits fast 100 Jahre alten Schriften und Materialien des Arztes Jean Itard, der am Beispiel der Erziehung eines wild aufgewachsenen „Wolfskinds“ gezeigt hatte, dass dessen vermeintliche „Idiotie“ kulturell bedingt war. Auch der Arzt und Lehrer Édouard Séguin hatte Ideen entwickelt, mit der die „schwachsinnigen“ Kinder gefördert werden konnten. Maria Montessori gelangte zu der Überzeugung, dass die Unterstützung der von ihr beobachteten Kinder eher ein pädagogisches denn ein medizinisches Problem war. Sie begann, diese Kinder mit Hilfe von Sinneseindrücke anregenden Materialien zu fördern und erzielte aufsehenerregende Erfolge. Schließlich übertrug man ihr die Leitung des neu gegründeten Heilpädagogischen Instituts in Rom. Sie entwickelte ihre Methoden mit Hilfe ihrer medizinischen Kenntnisse weiter und erprobte sie in der dem Institut angeschlossenen Modellschule. Oft schaffte sie es, dass ihre Zöglinge „normale“ Kinder einholten und Regelschulen besuchen konnten.

Nach zwei Jahren beendete Maria Montessori ihre Tätigkeiten an dem Institut. Um ihre pädagogischen Kenntnisse zu vertiefen, nahm sie ein Studium der Psychologie und Anthropologie auf. Ab 1904 hielt sie dann Vorlesungen über Anthropologie und Biologie am Pädagogischen Institut der Universität Rom und arbeitete als Dozentin am Ausbildungsinstitut für Lehrerinnen. Gleichzeitig setzte sie ihre Studien fort und veröffentlichte zahlreiche medizinische Artikel.

Ich finde die Konsequenz in Maria Montessoris interdisziplinärem Denken erstaunlich. Als Medizinerin erweiterte sie ihr ursprüngliches Fachgebiet, in dem sie es bereits zu Ruhm und Anerkennung gebracht hatte, um in anderen Disziplinen Wissen über Phänomene zu erlangen, die sie beobachtet hatte. Der Begriff der Beobachtung ist dabei zentral: Montessori verließ sich nicht auf das erlernte Fachwissen und damit auch nicht auf den Wissensstand ihrer Zeitgenossen. Stattdessen beobachtete sie, was um sie herum geschah und schlussfolgerte

selbständig, um dann auch in anderen Fachbereichen auf die Suche nach Erklärungsansätzen zu gehen. Das macht sie zu einer vorbildlichen Wissenschaftlerin.

Wenn man diesen Werdegang aus heutiger Sicht betrachtet, entspricht er ganz sicher keinen Kriterien für eine erfolgreiche Karriereplanung. Es ist nicht anzunehmen, dass die Beschäftigung mit behinderten Kindern, die man damals so wenig achtete, dass man sie einfach in leeren Räumen verwahrte, besonders prestigeträchtig war. Der Hintergrund für Montessoris Handeln war nicht ihr persönlicher Status, sondern ihr Menschenbild: Sie sah jeden Einzelnen als wertvolles und in seiner Einzigartigkeit anzunehmendes Wesen.

In diese Zeit ihres Lebens fiel auch die Geburt ihres Sohnes Mario im Jahre 1988. Der Vater, ihr Mitarbeiter Dr. Giuseppe Ferruccio Montesano, verließ sie und heiratete eine andere Frau. Ein uneheliches Kind hätte damals das Ende ihrer Laufbahn beendet. Deshalb brachte Maria ihr Kind heimlich zur Welt und ließ es bei einer Familie auf dem Land aufwachsen. Sie besuchte ihren Sohn zwar oft, jedoch ohne sich als seine Mutter erkennen zu geben, und konnte ihn erst 15 Jahre später zu sich nehmen. Mario Montessori wurde – sehr viel später – zu einem engen Mitarbeiter seiner Mutter, hielt ihr den Rücken für die wissenschaftliche Arbeit frei und vertrat ihre Pädagogik auf der ganzen Welt.

Gerade wenn man überlegt, wie groß Marias Liebe für Kinder war, kann man sich vorstellen, wie schwer ihr dieser Schritt gefallen sein muss. Immer wieder betonte Montessori später in ihren Schriften, wie wichtig eine enge Bindung zwischen Mutter und Kind in den ersten Lebensjahren für dessen Entwicklung ist.

Auch heute und hierzulande wirkt es immer noch so, als müssten sich Frauen entscheiden: Will ich Kinder bekommen oder will ich eine akademische Laufbahn einschlagen? Statistisch ist die Behauptung, deutsche Akademikerinnen hätten selten Kinder, nicht haltbar⁴. Dennoch ist es auch heute noch nicht selbstverständlich, als Akademikerin Kinder und Karriere unter einen Hut zu kriegen. Als ich schwanger wurde, hatte ich mich gerade nach vielem Suchen für ein Studium an der Humboldt-Universität entschieden und war im ersten Semester. Auch mir fiel die Entscheidung, ob ich so jung ein Kind bekommen möchte, zunächst nicht leicht. Und zwar deshalb, weil ich Angst hatte, als Mutter auf diese eine Rolle festgelegt zu werden. Ich war gerade erst dabei, herauszufinden, was ich eigentlich werden möchte und ganz sicher wollte ich nicht einfach nur Mutter sein. Anders als Maria Montessori lebte ich zum Glück in einer Zeit, in der ich auch ohne zu heiraten Mutter werden konnte und in der dies nicht den Ausschluss aus der Universität bedeutete.

Was mir damals die Entscheidung leichter gemacht hat, war mein Umfeld. Ich lebte im Ostteil Berlins und da die Wende noch nicht so lange zurück lag, gab es viele junge Mütter. In meinem Freundeskreis hatten viele Frauen Kinder, arbeiteten aber trotzdem. Diese Frauen machten den Eindruck, dass Kinder einfach dazu gehören, dass ich keineswegs zu jung dafür war und dass es auch keinen Grund gäbe, deswegen nicht weiter zu studieren. Da die DDR-Strukturen noch nicht ganz zerstört waren, war es leicht für uns, sowohl Wohnung als auch Kinderbetreuung zu bekommen. An der Uni nutzte ich einen Studierendenstreik, um andere studierende Eltern kennen zu lernen. Gleich beim ersten Treffen erschienen ca. 20 Eltern und wir taten uns zusammen, um in der Universität dafür zu sorgen, dass unseren Bedürfnissen Rechnung getragen wird. So ärgerten wir uns beispielsweise darüber, dass die Kindergartenschließzeiten es uns oft nicht ermöglichten, Pflichtveranstaltungen zu besuchen, die nach 16 Uhr lagen. Wir fanden, dass einerseits diese Zeiten geändert werden müssten und andererseits flexible Betreuungsmöglichkeiten in den Abendstunden durch die Universität gewährleistet werden sollten, damit wir ohne Benachteiligung gegenüber kinderlosen

⁴ Dem Statistischen Bundesamt liegen nicht genug Daten vor, um entsprechend stichhaltige demographische Angaben zu der Frage zu machen, ob Akademikerinnen deutlich seltener Kinder bekommen als andere Frauen (vgl. FAZ 7.3.2005; DIE ZEIT, 14.06.2006 und TAZ 18.12.2007).

Studierenden unser Studium abschließen können. Unser erster Gang führte uns zur Frauenbeauftragten, die, da sie aus dem Westteil kam, zunächst sehr erstaunt war: Einerseits, weil es so viele von uns gab und andererseits, weil wir unsere Entscheidung für Kinder im Studium nicht als Privatangelegenheit betrachteten und forderten, unser Studium in der Regelstudienzeit beenden zu können. Sie unterstützte uns dann aber bei unserem Gang zum akademischen Senat. Dort hörte man uns geduldig an und gab uns sogar Recht: andere Pflichtzeiten und Betreuungsmöglichkeiten mussten her! Als flexible Kinderbetreuungseinrichtung für Studierende wurden „Die Humbolde“ gegründet, eine Lösung, die bis heute Modellcharakter hat. Später kam eine Beratung für studierende Eltern hinzu, wir organisierten Urlaubsfahrten für studierende Eltern mit ihren Kindern und Übernachtungsaktionen, um uns wechselseitig freie Abende zu verschaffen.

Obwohl wir durch die Umbruchszeit damals sicher günstige Bedingungen hatten, staune ich im Nachhinein, was wir alles erreichten.

Doch unsere studentischen Projekte sind ein bescheidener Erfolg gegen das, was Maria Montessori schließlich in ihrem ersten Kinderhaus erreichte: 1907 gründete sie das „Casa di Bambini“ im römischen Vorort San Lorenzo. Dort hatte man ein soziales Wohnungsbauprogramm aufgelegt, für das zur Sicherstellung der Mietzahlung nur Familien zugelassen wurden, in denen beide Elternteile arbeiteten. Die Stadt fürchtete nun eine Verwahrlosung der Daheim allein gelassenen Kinder und trat an die bekannte Ärztin heran, um sie um Hilfe bei der Konzeption einer Kinderbetreuungseinrichtung zu bitten. Maria Montessori sah eine Chance, ihre Ideen und Erziehungsmethoden nun auch mit gesunden Kindern erproben zu können. Bereits zuvor hatte sie, nach den Erfolgen mit ihren behinderten Kindern, eine grundlegende Erziehungsreform in allen Bereichen gefordert. Sie sah in der Casa di Bambini ein Forschungsfeld und übernahm, zunächst neben vielen anderen Projekten die sie gleichzeitig betrieb, die Leitung und wissenschaftliche Begleitung des Projekts. In einer Parterrewohnung richtete man Spielstuben nach ihren Vorgaben ein. Es wurden Möbel in Kinderproportionen angeschafft – damals keine Selbstverständlichkeit – und die von Maria entwickelten Materialien. Die ca. 40 Kinder wurden von einer unausgebildeten Helferin betreut. Für die Eltern war die Kinderbetreuung kostenlos, sofern sie ihre Sprösslinge regelmäßig, gewaschen und in sauberer Kleidung in die Casa di Bambini schickten, sich wöchentlich mit der Erzieherin austauschten und sich dieser gegenüber respektvoll verhielten. Da den Müttern auf diese Weise Arbeit ohne schlechtes Gewissen ermöglicht wurde, ist die Casa di Bambini auch ein Beitrag zu einer neuen Frauenrolle gewesen.

Montessori hatte vermutet, dass die kleinen Kinder von der Erzieherin diszipliniert und zum Spielen angehalten werden müssten. Bald stellte sie jedoch fest, dass die Kinder das von ihr entwickelte Material gegenüber anderem Spielzeug bevorzugten und dass sie sich von alleine und mit großer Konzentration auf die Arbeit mit den Materialien einließen, sofern man sie gewähren ließ. Sie veranlasste, dass das Material für die Kinder zugänglich aufgestellt wurde, statt dass es von der Erzieherin ausgeteilt wurde. Das Prinzip der „vorbereiteten Umgebung“ war geboren: Maria erkannte, wie wichtig es für Lern- und Entwicklungsprozesse ist, eine anregende und förderliche Umgebung aufzubauen. Wer einmal eine Montessorischule besucht hat, wird sich an helle, freundliche Räume erinnern, in denen ringsum an den Wänden Materialien in Kinderhöhe übersichtlich in den Regalen stehen. In der Regel gibt es neben den Tischen und Stühlen auch Lesecken und Flächen, auf denen die Kinder mit den Materialien am Boden arbeiten können.

Da die Kinder von sich aus mit den Materialien arbeiteten, schloss Montessori, dass sie von sich aus Lernen wollten. Wenn Kinder von alleine so komplexe Tätigkeiten wie Sprechen und Laufen lernen, überlegte sie, könne dies auch für andere Bereiche des Lebens gelten. Tatsächlich erlernten die Kinder mit Hilfe der Materialien Lesen, Schreiben und Rechnen, und zwar auf eigenen Wunsch und schon deutlich vor dem Schulalter. Montessori schloss

daraus, dass für jegliche Lernprozesse geeignetes Material erstellt werden müsse, mit dem Kinder ihrem eigenen Tempo und Willen gemäß lernen können. Als Medizinerin wusste sie, wie wichtig die Sinneserfahrungen in der Kindheit sind. Ihre Materialien für jüngere Kinder sind daher auf Sinneseindrücke ausgerichtet. So schreiben die Kinder zunächst Buchstaben in Sandschichten auf Tablett oder fahren Buchstaben aus Sandpapier mit den Fingern nach. Sie ertasten geometrische Formen aus Holz und bekommen ein Gefühl für Zahlen mit Hilfe von Perlen, die sie zu verschiedenen Mengen gruppieren und die sie in Relation zu Gebilden aus 10, 100 oder 1000 solcher Perlen in die Hand nehmen können. Alles soll erfahrbar sein.

In der Casa di Bambini entdeckte Montessori auch das Phänomen der „Polarisation der Aufmerksamkeit“: Die Kinder wiederholten Übungen mit ihren Lernmaterialien erstaunlich oft und konzentriert, wirkten hinterher aber ausgeruht und frisch, so dass Montessori darauf schloss, dass diese Wiederholung zum Wesen des Kindes dazu gehört. Sie veränderte nun ihre Materialien immer wieder, bis sie die Aufmerksamkeit der Kinder vollständig fesselten. Sie entdeckte, dass Kinder bestimmte Entwicklungsperioden durchlaufen, die „sensiblen Phasen“, in denen sie jeweils besonders aufnahmebereit für bestimmte Lernerfahrungen sind.

Montessoris Erfolge in der Casa di Bambini bescherten ihr viel Aufmerksamkeit. Häufig kamen Besucher, um sich mit eigenen Augen ein Bild von den Kindern und ihrer Arbeit zu machen. Montessori bekam bald Angebote, auch mit Kindern der Mittel- und Oberschicht zu arbeiten, z.B. im Haus des englischen Botschafters. Sie nutzte alle Möglichkeiten, um die Wirkung ihrer Materialien unter verschiedenen Bedingungen zu erproben und auch um geeignete Arbeitsmittel für ältere Kinder zu entwickeln. 1909 gab sie schließlich ihren ersten Ausbildungskurs, in dem sie Lehrern und andere Interessierten ihre Studien erklärte und ihnen zeigte, wie sie die Kinder im Umgang mit dem Material anleiten sollten. Im gleichen Jahr erschien auch ihr bald in zwanzig Sprachen übersetztes Buch „Il Metodo“, in dem sie ihre Methode erklärt. Zusammengefasst lassen sich folgende Eckpfeiler der Montessori-Methode festhalten:

Kinder und Jugendliche sind in der Lage sich selbst zu bilden – und sie wollen es auch. In einer vorbereiteten, überschaubaren Lernumgebung können sie mit Hilfe der bereit gestellten Materialien ganz individuell lernen, immer entsprechend ihrer sensiblen Phasen. Es ist deshalb wichtig, dass sie selbst ihre Beschäftigung wählen können. Die Lehrpersonen haben dabei die Aufgabe, durch genaue Beobachtung zu erkennen, welche Anregungen das Kind braucht, um sich mit tiefer Konzentration auf Lernprozesse einzulassen. Sie unterstützen und begleiten es auf seinem eigenen Weg. Montessori hielt als ein Motto das Zitat eines ihrer Zöglinge fest: „Hilf mir es selbst zu tun!“. Die Lehrperson muss jedes Kind in seiner Einzigartigkeit respektieren und fördern.

Durch das Eigenständige Lernen gewinnen die Kinder Selbsterkenntnisse und wachsendes Selbstvertrauen. Die Persönlichkeitsbildung wird so zum übergeordneten Erziehungsziel. Kinder lernen, ihre Begabungen zu entfalten und ihre Schwächen einzuschätzen und zu kompensieren.

Weitere wichtige Aspekte der Montessori-Pädagogik sind vor allem die Wichtigkeit der sozialen Gemeinschaft und die Idee eines kosmischen Denkens. Montessori betonte, dass zwar jedes Kind in seiner individuellen Persönlichkeit zu fördern sei, es aber nötig ist, die individuelle Aktivität auf das soziale Leben anzuwenden. Schon in der Casa di Bambini hat sie den Kindern ein Gefühl für soziale Verantwortung vermittelt. Es fing damit an, dass die Kinder lernten, wie wichtig Hygiene ist. Sie gewannen damit eine Würde, die sie, so wird berichtet, schließlich ihren Eltern weitergaben, indem sie darauf achteten, dass auch in den heimischen Wohnungen hygienische Zustände und Ordnung herrschten. Die Kinder übernahmen aber auch Aufgaben für die Gemeinschaft, sie deckten zum Beispiel den Tisch oder fegten den Raum. Aus meiner eigenen Schulzeit erinnere ich mich, dass wir oft zu zweit

oder in kleinen Gruppen mit Materialien arbeiteten. Und in heutigen Montessori-Schulen sind jahrgangübergreifende Klassen üblich, in denen die älteren Kinder die Jüngeren in der Freiarbeit unterstützen.

Zu diesem Bewusstsein für die soziale Verantwortung, das Montessori-Kinder entwickeln, gehört auch das kindliche Gefühl für Gerechtigkeit und Moral, das Montessori beobachtet hat. Kinder suchen nach ihrem Platz in der Gesellschaft. Das verstärkt sich besonders in der Phase der Jugend, ungefähr ab dem 13. Lebensjahr. Montessori betonte daher, wie wichtig es ist, Wissen nicht in Form einzelner Kenntnisse zu vermitteln, sondern Zusammenhänge erfassbar zu machen. Es soll ein Bewusstsein entstehen dafür, wie einzelne Dinge und alles Leben im Universum zusammenhängen und in welcher Verantwortung der einzelne Mensch seiner Umwelt gegenüber steht („Kosmische Erziehung“). Montessorikinder sollen also nicht nur sich selbst entfalten, sondern dadurch auch in die Lage gebracht werden, Verantwortung für ihre Umgebung und ihre Mitmenschen zu übernehmen.

Die letzten Punkte, also Individualität und soziale Verantwortung, habe ich betont, weil ich das Gefühl habe, dass sie in meinem Leben eine große Rolle spielen. Es war mir immer sehr wichtig, mich selbst zu entfalten. Es ist mir meist gelungen, individuelle Wege zu entwickeln, die meinen Interessen gerecht werden. Mir war es stets wichtig, mich durch meine Mutterrolle nicht von Ideen abbringen zu lassen, die ich auch ohne meine Kinder hätte verwirklichen wollen. Ich schrieb, gründete Lesebühnen und ein Unternehmen, reiste und promovierte. Besonders in meiner Promotionsphase habe ich so manches Mal gedacht, dass ich immer noch von meiner Grundschulzeit profitiere: Ich hatte gelernt, mich konzentriert auf ein Thema einzulassen und es beharrlich zu verfolgen.

Gleichzeitig habe ich auch immer gerne Verantwortung übernommen. So folgte, um nur ein Beispiel zu nennen, auf die Gründung des Uni-Kinderladens eine Elterninitiative, mit der es uns gelang, die staatliche Schule in der Nachbarschaft zur Etablierung eines Montessorizweigs zu bewegen. Denn natürlich wünschte ich mir auch für meine eigenen Kinder eine Montessorischule. Inzwischen ist die Pettenkofer-Grundschule eine sehr gefragte Montessorischule.

Doch zurück zu Maria Montessoris Lebensweg: Ihr Buch „Il Metodo“ wurde, wie gesagt, schnell in zwanzig Sprachen übersetzt. So verbreiteten sich die Ideen weltweit. 1912 erschien das Buch in den USA und sehr bald wurden dort Kinderhäuser gegründet. Ob der begeisterten Aufnahme begann sich Montessori zu fragen, ob ihre Methoden denn auch richtig umgesetzt würden. Sie fürchtete, dass sie missverstanden oder das Material falsch angewendet würde. 1913 hielt sie deshalb einen internationalen Ausbildungskurs, besuchte Schulen in den USA und hielt dort auch Vorträge. In der Folge wurden Montessori-Gesellschaften gegründet. Allerdings gab es auch schon bald darauf Differenzen zwischen ihr und diesen Gesellschaften. Offenbar entwickelte Maria Montessori den Anspruch, als einzige nach ihrer Methode ausbilden zu dürfen. Der Siegeszug der Montessoripädagogik in Amerika litt unter diesen Auseinandersetzungen sehr. Und auch in Europa, wo sich ebenfalls in vielen Ländern Montessorieinrichtungen etabliert hatten, kam es zu Rückschlägen. Individuelle Persönlichkeitsentwicklung war nicht mehr erwünscht. In Deutschland wurden 1933 die wenigen bestehenden Montessori-Einrichtungen geschlossen und Montessoris Bücher verbrannt. Auch in Italien wurden ab 1934 die Montessorischulen geschlossen. Maria Montessori zog 1936 nach Holland, wo sie viele Anhänger hatte und wo es sogar schon Montessori-Sekundarschulen gab. Auch Anne Frank hatte eine Montessorischule besucht.

1939 bereiste Maria Montessori Indien. Gandhi war begeistert von ihren Ideen und hoffte, durch neue Erziehungsformen seinem Volk helfen zu können. Während ihrer Zeit in Indien bildete Montessori mehr als tausend Lehrer aus. Doch der Ausbruch des zweiten Weltkriegs stoppte das. Da Italien 1940 als Verbündeter Deutschlands in den Krieg eintrat, wurden alle

Italiener in Indien interniert. Für Maria Montessori wurde eine Ausnahme gemacht, doch ihr Sohn Mario, der sie auf ihren Reisen begleitet hatte, wurde inhaftiert und erst anlässlich des 70. Geburtstags seiner Mutter wieder freigelassen.

1946 kehrte Montessori nach Holland zurück, sie bildete weiter aus, publizierte und reiste sogar immer noch. Neben vielen anderen Ehrungen wurde sie 1950 für den Friedensnobelpreis nominiert. Am 6.5.1952 starb sie in ihrem Haus in Amsterdam.

Ich habe von Maria Montessori gelernt, dass es sich lohnt, eigene Ideen zu entwickeln und sich dafür einzusetzen, sie zu verwirklichen. In meiner Dissertation⁵ habe ich ein schreibdidaktisches Seminarkonzept für Studierende entwickelt und erforscht, in dem sich Ideen der Montessoripädagogik wiederfinden – auch wenn mir das anfangs gar nicht so bewusst war. Mit diesem Seminarkonzept plädiere ich dafür, die Studierenden auf ganz individuellen Wegen und durch selbst gesteuerte Lernerfahrungen Schreibkompetenz bilden zu lassen. Ich lege dar, wie wichtig es ist, aus Lehrenden Lernbegleitende zu machen. Die Lehrenden in meinem Seminarkonzept bereiten eine Lernumgebung vor und unterstützen im Hintergrund die Studierenden, die in autonomen Gruppen eigenverantwortlich ohne Dozenten lernen.

Die Idee für dieses Seminar entwickelte ich, nachdem ich beobachtet hatte, das Schreiblernprozesse an der Universität nicht so funktionierten, wie ich es von meinen Schreibseminaren außerhalb dieser Institution gewohnt war. Daher versuchte ich, meine Erfahrungen in die Universität zu transferieren. Wie Montessori war ich von Beobachtungen ausgegangen und probierte dann etwas aus. Ob mein Konzept funktionieren würde, konnte ich vorher nicht wissen. Als das Konzept dann tatsächlich aufzugehen schien, versuchte ich wissenschaftlich zu erforschen, was daran funktionierte und warum es funktionierte. In einer qualitativen Studie nach der Methode der Grounded Theory entwickelte ich auf der Basis von Interviews, Gruppendiskussionen und vielen weiteren Daten ein Modell, das den Zuwachs an Schreibkompetenz bei den Studierenden erklärt.

Erst beim Schreiben dieses Essays ist mir deutlich geworden, wie stark sich meine Befunde mit wesentlichen Ideen der Montessori-Pädagogik decken: Es zeigte sich, dass „der soziale Faktor“, wie es eine meiner Interviewpartnerinnen nannte, ganz wesentlich zum Schreiben lernen beiträgt. Gemeint ist das soziale Miteinander in der Schreibgruppe, in der es das Vertrauen der Lernenden untereinander ermöglicht, sich auf Schreibprozesse einzulassen und Neues auszuprobieren. Als Bedingung für das Entstehen dieses „sozialen Faktors“ habe ich drei Punkte ausgemacht: Die Studierenden müssen ihre Gruppen und Aufgaben selbst wählen können, sie müssen zweitens eigenverantwortlich handeln und drittens gleichberechtigt agieren. Diese Punkte haben also ganz wesentlichen Einfluss auf den Ausbau von Schreibkompetenz. Offenbar hört Montessoripädagogik nicht mit der Schulzeit auf!

Heute arbeite ich an der Europa-Universität Viadrina als Leiterin des Schreibzentrums⁶, das ich mit viel Beharrlichkeit selbst initiiert und aufgebaut habe. Ein Schreibzentrum ist ein Raum innerhalb der Universität, der es Studierenden – und perspektivisch auch Lehrenden – ermöglicht, individuelle Schreiblernprozesse zu durchlaufen. Natürlich in einer vorbereiteten Umgebung, mit Unterstützung von geschulten und aufmerksam beobachtenden Lernbegleiterinnen und mit Hilfe von didaktischen Methoden und Materialien⁷. Ich bilde

⁵ Girgensohn (2007)

⁶ siehe ULR <http://www.euv-frankfurt-o.de/schreibzentrum>

⁷ Das Schreibzentrum bietet neben der Schreibberatung u.a. auch Seminare und Schreibarbeitsplätze an. Da dies ein Buch über Vorbilder ist, möchte ich an dieser Stelle Gabriela Ruhmann von der Ruhr-Universität Bochum und Gerd Bräuer von der PH Freiburg nennen, die durch die Arbeit in ihren Schreibzentren und durch ihre Kollegialität für mich große Vorbilder sind!

Studierende als Peer Tutorinnen aus, die ihre Kommilitonen dann in Einzelgesprächen bei ihren aktuellen Schreibprozessen unterstützen.

Da die Universität ganz wesentlich eine Schriftkultur ist, unterstützt die Schreibberatung die Hochschulsozialisation. Wir helfen den Studierenden, „es selbst zu tun“: Das Schreiben von wissenschaftlichen Texten, aber auch das Denken durch Schreiben, indem sie schriftlich Ideen entwickeln, Zusammenhänge erkennen und sich Stoff erschließen. Dabei beobachten wir, dass, wie bereits in der Montessoripädagogik festgehalten, durch das eigenständige Lernen eine Persönlichkeitsentwicklung stattfindet. Die Studierenden entwickeln mit wachsender Sicherheit beim Schreiben Selbstvertrauen, das sich auf das gesamte Studium auswirkt. Studierende dagegen, die sich selbst nicht zugestehen, beim Schreiben von wissenschaftlichen Texten Lernprozesse durchlaufen zu müssen, oder denen dies auch von Seiten der Lehrenden und der Universität nicht zugestanden wird, tendieren dazu, sich selbst für „zu dumm“ für ein Studium bzw. für „schlechte Studenten“ zu halten⁸. Eine solche Einschätzung rührt daher, dass man sich mit anderen vergleicht, statt zu akzeptieren, dass jeder Mensch anders lernt und individuelle Lernwege beschreiten muss – das gilt umso mehr für so vielschichtige und komplexe Prozesse, wie sie beim Schreiben von wissenschaftlichen Texten ablaufen. Maria Montessori hat das bereits vor über 100 Jahren erkannt.

Ich denke, ich habe deutlich gemacht, warum Maria Montessori für mich ein Vorbild ist. Es gibt jedoch zwei Punkte, an denen mir ihre Biografie auch eine Warnung ist. Zum einen hat sie gezeigt, wie unmöglich es ist, Bildungsideen von Politik zu trennen. Montessoris Bildungsideen ließen sich unter undemokratischen Regimes nicht umsetzen, obwohl es zunächst so schien, als sei die neue Erziehungsmethode nicht aufzuhalten. Gibt es einen direkten Zusammenhang zwischen den Schwierigkeiten, individuelle und doch soziale und ganzheitliche Bildungskonzepte durchzusetzen und dem Zustand der Demokratie eines Landes? Mit Blick auf das deutsche Bildungssystem stimmt mich das nachdenklich...

Der zweite Punkt ist der Alleinvertretungsanspruch, mit dem Maria Montessori aufgetreten ist. Bis heute sind Montessorimaterialien sehr teuer und damit vielleicht nicht so verbreitet, wie sie sein könnten, weil es eben „die“ Montessori-Materialien sind. Und vielleicht wäre ihre Pädagogik heute doch verbreiteter, wenn Maria Montessori nicht selbst die Weiterentwicklung ihrer Ideen immer wieder gestoppt hätte, weil sie anderen nicht zutraute, diese so umzusetzen, wie sie von ihr entwickelt worden waren.

Ich glaube eher daran, dass gute Ideen immer von mehreren entwickelt und weiter verbreitet werden und dass die unterschiedlichen Entwicklungen fruchtbar sind. Zukunftspotentiale sehe ich eher im Open Access als im Copyright⁹.

Dennoch: Die Begegnungen mit Maria Montessori haben mein Leben bereichert und geprägt!

⁸ Die Selbsteinschätzungen stammen aus Gesprächen mit Studierenden, u.a. für meine Dissertation und aus Schreibprozessreflexionen von Studierenden.

⁹ In diesem Sinne an dieser Stelle ein Link zu einem durchaus Montessori-ähnlichen, schreibdidaktischen Material, das ich im Internet veröffentlicht habe: <http://www.zeitschrift-schreiben.eu/cgi-bin/blog/?cat=6>

Literatur

Esser, Barbara und Wilde, Cristiane: Montessori- Schulen. Zu Grundlagen und pädagogischer Praxis. Reinbek 1989.

Helmig, Helene: Montessori-Pädagogik. Ein moderner Bildungsweg in konkreter Darstellung. Freiburg, Basel, Wien 1992.

Meisterjahn-Knebel, Gudula: Montessori-Pädagogik in der weiterführenden Schule. Der „Erdkinderplan“ in der Praxis. Freiburg, Basel, Wien 2003.

Berning, Ewald: Hochschulen und Studium in Italien. Monographien des Bayerischen Staatsinstituts für Hochschulforschung und Hochschulplanung, Band 61, München 2002.

Girgensohn, Katrin: Neue Wege zur Schlüsselqualifikation Schreiben. Autonome Schreibgruppen an der Hochschule. Wiesbaden 2007.

Wildt, Johannes Vom Lehren zum Lernen. Zum Wandel der Lernkultur in modularisierten Studienstrukturen. In: Berendt, Voss, Wildt (Hg.): Neues Handbuch Hochschullehre (Ergänzung 01). Stuttgart, Berlin 2006.

ausgewählte Internetseiten zu Montessori:

Montessori Arbeits- und Dokumentationszentrum an der Universität Münster, ULR:

http://egora.uni-muenster.de/ew/forschung/sammlungen_montessori.shtml

Montessori Dachverband Deutschland e.V., ULR: <http://www.montessori-deutschland.de>

Montessori-Zentrum Wien, ULR: <http://www.montessori.at/>

Montessori-Vereinigung e.V., ULR: <http://www.montessori-vereinigung.de/>